

Invest

Wenn Zweifel am eigenen Portfolio aufkommen

Wer sein Depot von unabhängiger Seite durchleuchten lässt, stösst oft auf viele Mängel. Es lohnt sich, eine Zweitmeinung einzuholen. *Von Charlotte Jacquemart*

Wer sich einer Operation unterziehen muss, holt bei einem zweiten Arzt nicht selten eine Zweitmeinung ein, bevor man sich das Skalpell ansetzen lässt. Wer Wertschriften besitzt, kommt hingegen selten auf die Idee, das bestehende Depot von einem unabhängigen Experten einmal unter die Lupe nehmen zu lassen.

Walter Meier hat dies getan. Und war schockiert: Die Analyse seines Depots ergab, dass er viel mehr Anlage-Risiko mit sich herumschleppt, als er im Ernstfall tragen kann, der Anteil Liquidität zu hoch ist, die Währungen zu wenig diversifiziert sind und ihm strukturierte Produkte unerwünschte Aktien ins Depot gespült haben.

Klumpenrisiken zuhauf

Das sei kein aussergewöhnliches Ergebnis, sagt Rudolf Wisner, unabhängiger Vermögensverwalter in Baar. Wisners Firma SAMI führt seit zwei Jahren Depotanalysen für Privatinvestoren durch. Seine Befunde sind ein Spiegel dessen, was landauf, landab in Portfolios von Privatanlegern schiefläuft:

- Das Depot ist viel zu wenig nach Anlagekategorie, Währung, Produkte, Einzelpositionen strukturiert. Es ist **keine Strategie** hinter dem Sammelsurium von Anlageprodukten erkennbar. Entsprechend ist das Depot zu wenig diversifiziert. Studien zeigen, dass Anlagestrategie und Diversifikation entscheidend sind für den Anlageerfolg.

- Depots sind kaum je nach Währungen strukturiert, weswegen sie oft **zu hohe Bestände an Heimwährungen** ausweisen. Bei Schweizer Anlegern sind es Schweizerfranken.

- Einher mit der Bevorzugung der Heimwährung geht der Anteil heimischer Aktien. Depots von Schweizern besitzen **zu viele Schweizer Aktien**, Depots von Deutschen besitzen zu viele deutsche Aktien. «Oft ein Klumpenrisiko», sagt Wisner. Meistens sind es zudem einige wenige Einzeltitel, die eine viel zu hohe Gewichtung haben.

Der Rest der Welt wird mit Fonds dazugemischt und ist gemessen am Gewicht der verschiedenen Weltregionen in internationalen Indizes völlig untervertreten. Wisner weiss: «Nicht selten machen Schweizer Aktien 50% des Aktienportfolios aus, obwohl die Schweiz in globalen Benchmarks nur mit knapp 4% vertreten ist.» Er meint den Grund zu kennen: «Man kauft lieber das, was man meint, gut zu kennen. Oft ist dies aber nur vermeintlich so.» Eine Anlage in UBS-Aktien hat gezeigt, dass auch heimische Titel hohe Risiken offenba-



Bei Anlegern steht die Ampel beim Depot-Check zu oft auf Rot, zu selten auf Grün.

ren können. Englische Anleger haben dasselbe mit der BP-Aktie erlebt, die in UK-Portfolios viel zu viel Gewicht hat.

- Es werden immer noch **zu wenige passive Fonds (ETF)** eingesetzt, während klassische, aktive Fonds selbst in transparenten Märkten, in denen der Einsatz von ETF sehr viel sinnvoller wäre, übervertreten sind. Mit ETF könnte man die Kosten stark senken. Wieso die günstigen Vehikel trotzdem kaum zu finden sind, liegt für Wisner

auf der Hand: «Die Geldverwalter verdienen mehr an aktiven Vehikeln.»

- Auch **sehr teure Dachfondskonstruktionen** sind leider nach wie vor gang und gäbe. Deren Kosten fressen über die Zeit einen grossen Teil der Rendite gleich wieder auf.

- Ein erster Blick ins Depot verrät meist sogleich, wer Depotbank spielt. In den meisten Portfolios lagern nämlich **zu viele hauseigene Produkte** jener Bank, von welcher Anleger ihr

Geld verwalten lassen. Diese Hausprodukte passen oft nicht zum Profil des Anlegers. Die Banken verdienen daran aber mehr, als wenn sie für Kunden Produkte der Konkurrenz kaufen.

- Last, but not least finden sich in den Depots oft **zu viele strukturierte Produkte**, welche die Anleger selten verstehen. Wisner: «Man lässt sich gerne von den projizierten Erträgen blenden.» Er selbst hält nichts von strukturierten Produkten. Das Gewinnpotenzial ist oft begrenzt, das Verlustrisiko tragen Anleger hingegen voll.

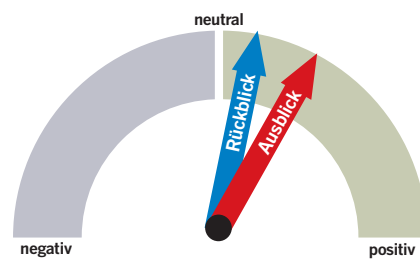
Viel zu hohe Kosten

Grundsätzlich klaffen oft Lücken zwischen der angepeilten Zielrendite und dem, was mit den getätigten Anlagen überhaupt erreichbar ist. Anleger lassen sich von Beratern zu oft Produkte aufschwätzen, ohne zu kontrollieren, ob diese in die Strategie passen. Mangelhafte Portfolios verursachen nicht selten hohe offene und verdeckte Kosten von bis zu 3%. Das ist zu viel. «Mehr als 1,5% sollte die Vermögensverwaltung nicht kosten», sagt Wisner.

Bei welchen Depots besteht nun aber am dringendsten Handlungsbedarf? Depotanalysen aus unabhängiger Hand seien sinnvoll, wenn Anleger unsicher seien oder Zweifel an der Zusammensetzung oder der Performance ihres Portefeuilles hätten, sagt der Zürcher Anwalt Albrecht Langhart. Langhart ist oft mit ungenügenden Leistungen von Banken und Vermögensverwaltern konfrontiert. Er hat in den letzten Jahren einige Fälle vor Gericht gebracht, so den Fall der Siemens-Pensionskasse. Langhart hat die Erfahrung gemacht, dass unabhängige Depotanalysen von seriösen Vermögensverwaltern einen klaren Mehrwert bringen. «Portfolioanalysen drängen sich geradezu auf, wenn eine geringe Diversifikation besteht oder das Depot viele Eigenprodukte der Bank oder viele strukturierte Produkte enthält.» Unabhängige Zweitmeinungen könnten namentlich unangemessene Risiken und Performance-Schmälerungen aufzeigen, sagt der Anwalt. Er schlussfolgert: «Zu oft stehen Risikofähigkeit des Anlegers und die Zusammensetzung des Depots in einem Missverhältnis.»

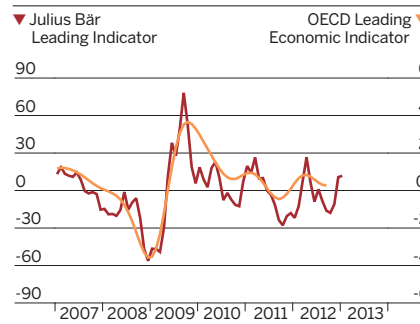
Der Jahresbeginn wäre ein guter Moment, um das eigene Depot ins Labor eines unabhängigen Experten zu bringen. Liegt die Analyse einmal vor, müssen Investoren allerdings noch den Mut haben, den nächsten Schritt zu tun: den Vermögensverwalter oder die Bank auszutauschen.

Börsenkompass



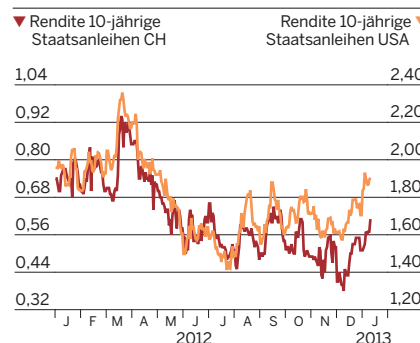
In den USA und bei uns beginnt nun wieder der Reigen der Unternehmensabschlüsse. Sie werden zeigen, dass es vielen Firmen besser geht, als es das wirtschaftliche Umfeld vermuten lässt.

Konjunktur



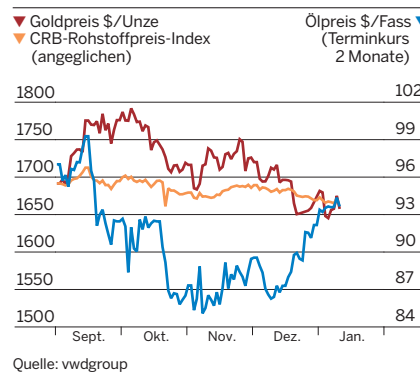
Quelle: Julius Bär

Zinsen



Quelle: vwdgroup

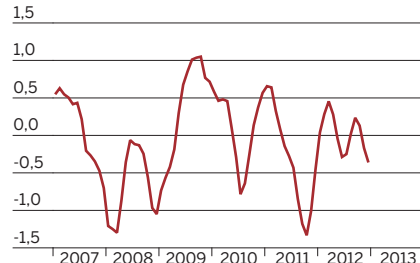
Rohstoffe, Öl, Gold



Quelle: vwdgroup

Börsenstimmung

Julius-Bär-Composite-Sentiment-Index



Quelle: Julius Bär

Kurse/Zinsen

Devisen, Edelmetalle, Öl

In Fr.	Aktuell	letzte Woche	Ende 2012
1 Dollar	0.9135	0.9245	0.9155
1 Euro	1.2187	1.2082	1.2075
1 Pfund	1.4732	1.4857	1.4878
Gold (Fr./kg)	48828	49161	48596
Heizöl (Fr./100 Liter)	105.30	103.80	103.40

Hypothekarzinsen

	CS	UBS	ZKB	Raiff.	Migros
Variabel	2.85	-	2.50	2.63	2.25
Fest 3 Jahre	1.19	1.44	1.25	1.30	1.14
Fest 5 Jahre	1.45	1.62	1.53	1.60	1.36
Fest 8 Jahre	1.92	2.05	-	1.95	1.82

AHV-Beiträge können ganz schön teuer werden



Geldspiegel

Charlotte Jacquemart

Die 62-jährige Leserin staunte nicht schlecht, als ihr vor Weihnachten ihr Steuerberater offenbarte, dass sie eine gaselzene Rechnung der AHV-Ausgleichskasse erhalten werde: Mehrere tausend Franken werde die AHV-Stelle eintreiben. Die Frau war von ihrem Arbeitgeber Mitte 2012 vorzeitig pensioniert worden. Weil sie

in wenigen Tagen aber erst ihren 62. Geburtstag feiert, das offizielle AHV-Alter für ihren Jahrgang jedoch bei 64 liegt, muss sie als sogenannt Nichterwerbstätige noch zwei Jahre lang AHV-Beiträge zahlen.

Die Bankangestellte hatte damit gerechnet, dass sie bis zum Bezug der AHV-Rente für die erste Säule noch zur Kasse gebeten würde. Dass die Rechnung aber derart hoch ausfällt, hat sie mehr als überrascht. Wieso ist dem so? Zum einen ist vielen Arbeitnehmern nicht bewusst, dass bei Nichterwerbstätigen für die Berechnung der AHV-Beiträge auf eine Art fiktives Gesamtvermögen abgestellt wird. Als nicht erwerbstätig im Sinne des Gesetzes gelten Personen, die kein oder ein sehr geringes Erwerbseinkommen erzielen. Dazu gehören nicht nur Weltenbummler, Studierende oder IV-Rentner, sondern eben auch vorzeitig Pensionierte. Zur Berechnung der AHV-Basis herangezogen wird

nun zum einen das Vermögen, zu dem auch Liegenschaften gehören, sowie das gesamte Renteneinkommen, zum Beispiel aus der Pensionskasse. Das Renteneinkommen wird dabei kapitalisiert betrachtet.

Dazu ein Beispiel: Eine Jahresrente von beispielsweise 48 000 Fr. wird mit dem Faktor 20 multipliziert. Dieser Betrag wird zum Vermögen geschlagen. Die sich aus Vermögen und kapitalisiertem Renteneinkommen zusammensetzende Gesamtsumme ist die Basis für die zu entrichtenden AHV-Beiträge. Weil Besitzer von Liegenschaften in unserem Lande schnell einmal einige Millionen «besitzen», kann diese AHV-Basis hoch zu liegen kommen. Genau dies ist der betroffenen Leserin passiert: Sie hat jüngst eine gehobene Liegenschaft geerbt.

Pech für die Frau ist, dass der Bund vor einem Jahr zusätzlich eine Anpassung der Beiträge vorgenommen hat. Die Berechnungsmethode an sich hat

sich zwar nicht verändert, die Skala hingegen schon. Der Gesetzgeber hat nämlich 2011 das ursprüngliche Verhältnis zwischen Mindest- und Maximalbeitrag wiederhergestellt. 1948 lag der jährliche AHV-Mindestbeitrag bei 12 Fr., der Maximalbeitrag bei 600 Fr. Das entsprach einem Verhältnis von 1:50. Über Jahrzehnte wurde nur der Mindestbeitrag nach oben angepasst. Der Maximalbeitrag hingegen wurde 1975 bei 8400 Fr. eingefroren. Nun aber hat der Gesetzgeber das Verhältnis der AHV-Gründerväter wiederhergestellt. Neu liegt der jährliche Minimalbeitrag bei 392 Fr., der höchste Beitrag bei 19 600 Fr. Das ist 50-mal mehr. Inclusive IV- und EO-Beiträge können maximal 24 000 Fr. pro Jahr fällig werden. Damit die AHV so viel bei einem Nichterwerbstätigen eintreiben könnte, müsste allerdings eine errechnete Vermögensbasis von 8,3 Mio. Fr. vorhanden sein. Bei rund 4 Mio. Fr. sind es «nur» gut 10 000 Fr.